Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3590.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 285. **Sonnabend** den 7. Juni 1902. **96. Jahrgang.**

Der Friedensschluß.

Die „beglückten" Boeren.

Lord Kitchener hat, wie den „Times" aus Pretoria vom 3. Juni gemeldet wird, am 2. Juni an die Boerendelegirten in Vereeniging eine gefühlvolle Rede gehalten, in der er u. A. sagte:

Er beglückwünschte die Boeren zu dem Widerstande, den sie geleistet hätten, und fügte hinzu, es sei keine Schande, durch eine überwältigende Macht besiegt zu werden. Wenn er einer der Ihrigen gewesen wäre, würde er stolz sein, das gethan zu haben, was sie gethan hätten. Er bewillkommne sie als Bürger des großen Reiches und hoffe, daß sie diesem und ihrem Souverän gegenüber ihre Pflicht ebenso loyal erfüllen würden, wie sie es dem alten Staate gegenüber gethan hätten. Er wünsche, daß Alle zum Wohle des Landes und zur Versöhnung zusammenarbeiten sollten, und versicherte sie, daß wenigstens auf britischer Seite nichts in dieser Beziehung fehlen werde.

Ein Boerendelegirter antwortete kurz, daß Alle erfreut seien und sich geehrt fühlten, in ihrer Mitte den Befehlshaber der Streitkräfte des glorreichen britischen Reiches zu sehen, und er fügte hinzu, daß mit Bezug auf das zukünftige Zusammenarbeiten auf ihrer Seite nichts fehlen werde.

Christian De Wet ist von Pretoria in Vredefort eingetroffen; er besuchte dort das Concentrationslager und forderte seine Landsleute auf, England zu zeigen, was für gute Colonisten die Boeren abgeben könnten. (?)

Lord Kitchener meldet aus Pretoria von gestern: Die Commissare in den verschiedenen Bezirken berichten, daß gestern 1154 Mann die Waffen niedergelegt haben. Die Commissare hielten nach der Uebergabe Ansprachen an die Boeren, welche drei herzliche (!?) Hurrahs auf den König ausbrachten. Es bestehen die bestmöglichen Beziehungen und nirgends zeigt sich eine Schwierigkeit.

Krüger.

Der „Birmingham Post" zufolge verhandelt das englische auswärtige Amt mit Dr. Kuyper über die Lage Krüger's und der Boerendelegirten in Holland. Die englische Regierung garantirte allen Delegirten sicheres Geleit nach ihren Heimstätten in Südafrika und wegen Krüger's Altersschwäche (?) sieht sie davon ab, daß Krüger die britische Oberhoheit über Transvaal anerkennt.

In einer Rede in der Conservative Association erklärte Balfour, es wäre ein verderblicher Irrthum gewesen, mit Krüger und seinen Rathgebern in Europa zu verhandeln, wie Lord Rosebery vorgeschlagen habe. Er würde die Boerengenerale im Felde immer hoch achten, könne aber nicht dasselbe von denen sagen, die die Republiken im Stiche gelassen (?) haben, und mit denen zu verhandeln unmöglich sei. Es wäre reiner Wahnsinn, eine repräsentative Regierung nach dem Vorschlage Bannerman's sofort zu gewähren. Vor einem Jahre wäre es unmöglich gewesen, unter den jetzigen Bedingungen Frieden zu schließen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. Juni.

Das klärende Ereigniß, als welches man die scharfe Absage des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Bülow an die conservativen Interpellanten im Abgeordnetenhause auf alle Fälle ansehen kann, hat bis jetzt wenigstens Eines zur Folge gehabt, was man begrüßen kann. Die sehr bestimmte Absage des Grafen Bülow an die Conservativen wegen des Zolltarifes hat den Freisinnigen und den Socialdemokraten so viel Vergnügen bereitet, daß sie im Genuß der Freude darüber vollständig vergaßen, das Zustandekommen der **Branntweinsteuernovelle** zu erschweren. Was hat man nicht vorher alles an Schlagworten und Drohungen vernommen! Eine unerträgliche Vertheuerung des Trinkbranntweins sollte es sein, was hinter dem undurchsichtigen Paragraphen dieser Novelle lauerte. Diese Verteuerung mit allen Mitteln der Geschäftsordnung zu verhindern und die Schnapsvertheurer durch eine lange Reihe von namentlichen Abstimmungen bloßzustellen, sollte die Aufgabe des echten und rechten freisinnigen Mannes sein. Man glaubte, daß diese ganze Woche von dem Kampfesgeschrei gegen die Schnapsvertheurer wiederhallen würde, und war gar nicht sicher, ob die Novelle über alle diese Fährlichkeiten hinwegkommen könnte. Aber siehe da, in zwei Tagen war die ganze Berathung zu Ende, ohne daß eine einzige schwierige Abstimmung durch äußere Mittel besonders erschwert worden wäre. Schon am Donnerstag konnte der Reichstag sich mit intimen Angelegenheiten — „Toleranzantrag" u. s. w. — beschäftigen. Beschlußfähig, wie er ist, wartet er jetzt schmerzlich auf den Ausgang der Commissionsberathungen über das **Zuckersteuergesetz**, um in der nächsten Woche diesen Rest der Frühjahrstagung noch aufzuarbeiten. Wahrscheinlich wird es dann umgekehrt gehen, wie in dieser Woche. Haben jetzt die Radicalen und die Socialisten darauf verzichtet, der neuen Regelung der Branntweinsteuer nennenswerthe Schwierigkeiten zu bereiten, so werden die Conservativen, soweit sie eben Gegner der neuen Zuckerconvention sind, geschehen lassen, was sie doch nicht hindern können. Man nimmt an, daß auch die Zuckervorlage mit Einschluß der Convention von nahezu zwei Drittel Mehrheit im Reichstage beschlossen werden wird. Der Streit um Contingent oder freien Weg für Production muß allerdings durch Mehrheitsbeschluß ausgetragen werden; ob in der Commission oder erst im Plenum, steht dahin. Wie immer jedoch die Entscheidung über diese wesentlichen Einzelheiten fällt: das Ganze wird nicht dadurch gefährdet werden. Was die Contingentsfrage an sich anlangt, so giebt die vorgestrige Abstimmung in der Commission kein rechtes Bild von der Stellung der Parteien zu ihr. Die Abstimmung wurde verwirrt dadurch, daß unerwarteter Weise der freiconservative Antrag kam, den Fabriken, die 1901 schon bestanden haben, das Contingent zuzubilligen, welches ihnen für das Jahr 1903/04 nach dem gegenwärtigen Gesetz zukommen würde. Ueber diesen Antrag durfte man billig erstaunt sein. Die Vereinbarung unter den Freunden der Zuckervorlage war dahin gegeben, das Contingent von 1902/03 in die neue Vorlage einzusetzen, nicht das von 1903/04. Denn das Letztere ließe sich noch beeinflussen, das Erstere nicht mehr. Und der Gesetzgeber darf nicht unbekannte Vortheile versprechen, die sich der einzelne Betrieb auf Rechnung Dritter noch zurechtkneten kann. Nachdem aber das Jahr 1903/04 abgelehnt war, lehnten die Freunde des freiconservativen Antrages alle weiteren Abstimmungen wegen der Contingentirung ab. Dadurch entstand ein Kunterbunt an Mehrheiten und Minderheiten, daß man schließlich den Freund vom Feinde nicht mehr zu unterscheiden wußte, sondern Alles unter den Tisch fallen ließ. Sobald auf diese verdächtige Entschließung des Jahres 1903/04 verzichtet wird, und das wird doch wohl jetzt in der Commission oder sicher nächstens im Plenum geschehen, ergeben sich ganz andere Mehrheiten und Minderheiten. Jedenfalls ergiebt sich dann voraussichtlich eine Mehrheit für die Contingentirung. Die radicale Linke sowohl wie ein Theil der interessirten Grossindustrie lehnen zwar jeden Gedanken an ein neues Contingentiren ab, werden aber beide aus entgegengesetzten Gründen das Ganze schließlich unterstützen, um ja die Convention unter Dach zu bringen. So ist eine Verabschiedung des Zuckersteuergesetzes ebenfalls noch zu erwarten. Die Gesammtabstimmung über den „Toleranzantrag" wird mit der Gesammtabstimmung über Branntwein und Zucker zusammengelegt. Dann müssen auch die Herren vom Centrum in Berlin bleiben und es ist demnach zu erwarten, daß der Reichstag seine Beschlußfähigkeit aufrechterhält, um nach fleißiger und wohlvollbrachter Arbeit sich seinen Sommerferien zuwenden zu können. Im Großen und Ganzen liegt also immer noch ein gewisser Zug vertrauensvollen Erwartens in den gegenwärtigen parlamentarischen Dispositionen.

In der Berliner linksliberalen Presse tobt ein Sturm gegen den **Generalsekretär der nationalliberalen Partei**, der sich des allerdings unverzeihlichen Verbrechens schuldig gemacht hat, einer Organisation der gemäßigten Parteien in Greifswald einen Vortrag zuzusagen, obwohl der Wahlkreis in den Händen der freisinnigen Vereinigung ist. Die Nationalliberalen in Greifswald, um die sich unseres Erachtens ein nationalliberaler Generalsekretär zuerst zu bekümmern hat, sind nun freilich in dieser Organisation der gemäßigten Parteien zu finden. Angebliche Nationalliberale, die im Lager der freisinnigen Vereinigung stehen und von dort aus Entrüstungsartikel schreiben, giebt es ebenfalls. Sie haben bis vorigen Jahr schreiben, giebt es ebenfalls. Sie haben bis vorigen Jahr einen nationalliberalen Verein kümmerlich aufrecht erhalten. Sobald indessen der Wahlkreis an die freisinnige Vereinigung übergegangen war, haben sie diesen nationalliberalen Verein aufgelöst, um sich dem freisinnigen Verein anzuschließen. Wirkliche Nationalliberale konnten dies unmöglich mitmachen, weil es eben Sache der nationalliberalen Partei ist und bleiben muß, mäßigend und vermittelnd auf die Gegensätze des politischen und wirthschaftspolitischen Lebens einzuwirken. Diese wirklichen Nationalliberalen haben sich nun im Anfang des Jahres wieder gesammelt und haben gemeinsam mit einigen Freiconservativen Front nach links und rechts gemacht. Letzteres wird in der freisinnigen Berliner Presse weislich verschwiegen. Es wird dargestellt, als sei der „nationale Wahlverein" ein Organ derselben Hochconservativen und Ueberagrarier, die noch bei der jüngsten Ersatzwahl das Heft in der Hand hatten. Aber nichts weniger als dies ist der Fall. Vielmehr ist der nationale Wahlverein begründet worden, um eben die Uebertreibungen der ostelbischen Hochconservativen, wie diejenigen ihrer extremen Gegner, der Freisinnigen, zu bekämpfen. In diesem Kampfe ihnen beizustehen, ist zwar nach landläufigem Begriff eine der wichtigsten Aufgaben, die eine nationalliberale Parteileitung zu erfüllen hat, und wenn im Osten Preußens jemals gesunde Verhältnisse geschaffen werden sollen, können sie nur in der Weise geschaffen werden, daß die gemäßigten Elemente einen vollständig neuen Mittelpunct für die Versammlungen aller Derjenigen abgeben, die eben nicht auf extremen Wegen gehen wollen. Demgemäß ist nach unserer und nach der landläufigen Ansicht das Vorgehen in Greifswald geradezu ein Signal für den Osten. Aber innerhalb der Mauern Berlins muß man für solche politische Vernunft und für das, was nach allgemeiner Auffassung den Zielen einer gemäßigten Politik entspricht, möglichst wenig Verständniß erwarten. Dort herrscht ein Geist, der abseits vom Freisinn überhaupt nur Reaction wittert und nicht einmal die Anfänge einer mittelparteilichen planmäßigen Arbeit im Osten duldet. Wenn dieser Geist in der nationalliberalen Partei zur Herrschaft je gelangen könnte, was zum Glück nicht zu erwarten ist, würden ostelbische Zustände bald genug im ganzen deutschen Reiche sich einbürgern.

Ueber **Mißwirthschaft auf den Philippinen** wird uns aus Manila, 1. Mai, geschrieben: In der Verwaltung der Philippinen wird jetzt eine Unregelmäßigkeit nach der anderen ans Tageslicht gezogen. Der Verlauf der Verhandlungen ist fast immer derselbe. Zuerst erscheinen sensationelle Nachrichten von Unterschlagungen, Gesetzübertretungen u. s. w., dann folgt die Verhandlung, deren Resultat meistens der Nachweis von Fahrlässigkeit und schlechtem Menagement ist. Als Wichtigstes wird eine Untersuchung des Transportdienstes gefordert. Als der Transportdienst in San Francisco eingerichtet wurde, bezahlten die Staatsangestellten ca. doppelt den normalen Preis, es kam vor, daß ganze Schiffsladungen Ehwaaren so lange zwischen San Francisco und Manila schwammen, daß Alles verdarb und abgewiesen werden mußte. Fälle sind vorgekommen, daß Dampfer ohne auszuladen von Manila nach San Francisco zurückkehrten. Diese Zustände kosteten der Regierung Millionen. Auch in der Zollverwaltung finden sich auffallende Unregelmäßigkeiten. Besonders im Departement für Einwanderung ist nachgewiesen, daß Angestellte Geld von Chinesen und Abenteurern angenommen haben, um sie durchzulassen. Eine weitere der Untersuchung harrende Angelegenheit ist der Kostennachweis bei dem Bau einer Brücke über den Fluß Pasig. Es steht fest, daß dabei heimlich Material verkauft worden ist. Sollte diese Verwaltung wirklich besser sein, als die spanische? — Schon öfter hat man die Beobachtung machen können, mit wie wenig Rücksichtnahme auf den Eingeborenen verletzende Themata behandelt werden. So spricht man jetzt auch wieder viel über ein soziales Problem. Es betrifft die schwierige, echt amerikanische Frage, wo soll die Grenze zwischen Farbigen und Weißen gezogen werden? Zu spanischen Zeiten galt der Eingeborene in sozialer Beziehung für gleichberechtigt und war in den höchsten Kreisen willkommen, wenn ihm Reichthum und Bildung einen Platz in der Gesellschaft gestatteten. Officiell folgt die amerikanische Regierung diesem Beispiel, Inder werden im Palast des Gouverneurs in Malacanang und bei General Chaffee zugelassen, und Mrs. Wright empfängt philippinische Damen. Das ist aber auch Alles. Der Amerikaner als Privatmann ist aber geneigt, den Philippiner mit dem Inder fast auf gleiche Stufe zu stellen: ein Mischen der braunen und weißen Elemente bei festlichen Gelegenheiten ist sehr selten und wird mißliebig, selbstverständlich am meisten von den amerikanischen Damen, aufgenommen. Der Stolz der Eingeborenen wird dadurch natürlich schwer verletzt, und zwar gerade Derjenigen, die Urheber und Führer der früheren Revolution waren und

---

Feuilleton.

Verfehlte Liebe.

Roman von E. Hein.

6] Nachdruck verboten.

Endlich rief er ihm zu: „Na, August, bist Du denn wieder da? Du kümmerst Dich ja um Alles, Christine hat es Dir wohl nicht recht gemacht?"

Friedrich that überrascht. „Ach, Schwager, Du bist's. Wie geht es Dir? .... Man muß wohl mal nach seinem Vieh sehen, 's ist einem doch an's Herz gewachsen. Man freut sich, wenn man wieder herauskommt!"

„Na nu, es gefällt Dir wohl nicht mehr in der Stadt, Du bist ja heute ganz verliebt in Dein Viehzeug."

„Du hast Recht. Es ist ein eigen Ding mit der Stadt. Es ist ja ganz hübsch, aber bei Euch ist es doch noch hübscher. Wenn man so sein ganzes Leben lang auf dem Dorfe gewesen ist, da sehnt man sich immer wieder heraus."

„Willst Du wieder herauskommen?"

„Ich weiß nicht. Ich habe zu wenig zu thun. Die Pachtung kann ich nicht kündigen und mein Ueberbleibsel ist mir zu gering. Lust hätte ich schon. Mag kommt jetzt auch von den Soldaten wieder, der möchte doch auch wieder wirthschaften. Ich muß sehen, wo ich etwas kaufen kann."

„Ist das Dein Ernst, August? Patzsch Wilhelm denkt mehr als je daran, sein Feld zu verkaufen, das sind dreißig Acker. Er muß wohl auch. 's sind zuviel Schulden darauf. Der läßt Dir's. Na, und wenn Du mehr brauchst, der Liebenhainer ist dankbar für jeden Morgen, den man ihm abnimmt, der wird das Gericht nicht leid."

„Was Du sagst, Karl! Das ist immer noch nicht im Lothe! Aber Patzsch, meinst Du wirklich, daß der verkauft?"

„Du kannst ihn ja selbst fragen. Komm' mit, er wird Dir's bestätigen."

„Ich denke, er wird böse sein."

„Dummheit, fällt ihm nicht ein. Komm nur!"

Die beiden Schwäger gingen nach der Schänke. Patzsch und Gerbald spielten Karte. Die Männer begrüßten sich, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Du, Wilhelm", wandte sich Horn an Patzsch, „August hat das Leben in der Stadt satt. Er will wieder heraus. Aber sein Gut ist ihm zu klein, er will für Mag auch etwas haben. Wie wär's, wenn er Deins nähme?"

„Ist das Dein Wille, August?"

„Ja, Wilhelm, wenn Du nicht zu theuer bist, dann nehme ich es. Mir ist's hauptsächlich um Max und auch um Minna zu thun. Die heirath't doch einmal aufs Land. Das Mädchen ist hier aufgewachsen, und wenn's ihr auch in der Stadt gefällt, hier draußen ist doch ihre Heimath."

Wilhelm gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen. Er verhehlte nicht, daß eine Zukunft im Lande stecke, denn einstmals kämen doch Fabriken hier heraus, aber das dauerte doch noch seine zwanzig Jahre, und seine Kinder und seine Verwandten, die Geld auf dem Gute hätten, quälten so sehr, daß er schließlich den Acker mit sechshundert Mark verkaufen wolle.

Friedrich rechnete. „Nein", sagte er, „das ist zu theuer. Da muß ich alle Jahre Kartoffeln pflanzen und sie ruthenweise abgeben, daß ich auf die Kosten komme. Da gehe ich zum Liebenhainer, der macht es billiger. Behalte Deinen Kram, Wilhelm."

Nun rechnete Wilhelm und ging auf fünfhundert Mark zurück. „Billiger kriegst Du ihn nicht."

Aber Friedrich sagte nicht zu. „Ich werde erst einmal zum Liebenhainer gehen. Mal seh'n, was der verlangt."

In diesem Augenblicke hielt draußen eine Doppelchaise und der Liebenhainer Rittergutsbesitzer stieg aus.

„Na, da können wir ja gleich fragen!"

Man ging auch gleich auf's Ziel los und fand beim Liebenhainer ein geneigtes Ohr. Er hatte vor ein paar Jahren das Rittergut theuer gekauft, hatte Pech mit dem Vieh gehabt, er konnte keine Leute kriegen, die Hypothekenzinsen waren fällig, er konnte nicht zahlen, kurz, das Messer saß ihm an der Kehle. Fünfhundert Morgen war sein Gut groß. Alles in Allem verlangte er 650 000 Mark. Ueber 450 000 Mark hatte er Schulden. Friedrich bot sofort 600 000 Mark. Dann gab er auf die Weigerung noch 20 000 zu. Aber auch hier schlug Friedrich noch nicht ein. Er wollte erst mit seiner Tochter reden. Man einigte sich, ihm das Gebot bis zum andern Tage zu lassen. Zur Besiegelung trank man einen großen Schnaps.

Am Abend hatte Friedrich eine lange Unterredung mit seiner Tochter. Sie rechnete, und da Friedrich sich nur eine geringe Anzahlung, so viel, als er gerade Zinsen eingenommen hatte und was seine Tochter von ihrem Erbtheil flüssig machen konnte, ausgemacht hatte, wurde der Kauf beschlossen. Früh um zehn Uhr war Friedrich wieder bei Patzsch und auch der Liebenhainer, dem das Feuer unter den Nägeln brannte, war da. Man wurde handelseinig, Patzsch kriegte nur für's Feld 160 000 Mark und der Liebenhainer für sein Gut 620 000 Mark. Der Liebenhainer nahm Friedrich und Patzsch mit zu seinem Rechtsanwalte (mit Baumert will ich nichts mehr zu thun haben, sagte Friedrich), und um zwölf Uhr war die Punctation fertig und Patzsch 70 000 Mark und dem Liebenhainer 40 000 Mark Anzahlung geleistet. Minna hatte sich Vorschuß auf ihre Staatspapiere geben lassen. Binnen acht Tagen hatte auch Friedrich eine Hypothek und Papiere verkauft und eine Hypothek in Liebenhain abgelöst, so daß auf dem ganzen Areal nur noch 300 000 Mark Schulden ruhten. Einige Wochen später ging dem Landtage die Vorlage, betreffend eine Bahn durch Oelz nach Liebenhain und weiter, und den Stadtverordneten der Stadt die Vorlage, betreffend die Eingemeindung von Oelz, zu.

Als Minna am Nachmittage des letzten April diese Neuigkeiten aus dem Abendblatte vorlas, lachten Vater und Tochter zum ersten Male verständnißinnig aus vollem Halse. Am anderen Tage bot ein Consortium dem Liebenhainer 700 000 Mark. Der konnte nur, wehmüthig den Kopf schüttelnd, darauf hinweisen, daß er jetzt nur noch Pächter sei.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man den Kauf Friedrich's in den Kreisen der Stadt und des Dorfes besprach. In Oelz durfte sich Friedrich nicht mehr sehen lassen. Man war sehr böse auf ihn und Wilhelm Patzsch, der Gastwirth, verschwor sich jeden Tag, ihm den Hals umzudrehen. Auch Schwager Horn ärgerte sich, weil er das Geschäft nicht selbst gemacht hatte, und die Frau des Gemeindedieners meinte, ihr Mann solle nur ruhig erzählen, daß er Jemand über's Dach in die Stube Minna's habe steigen sehen, „solcher Bande, die das Geld so leicht verdiene, könne man gar nicht genug anhängen".

Auch in der Stadt beschäftigte man sich damit und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich die Presse der Sache angenommen. Natürlich übertrieb hier die Fama und der Genius Friedrich's wurde auf Millionen berechnet. Man eiferte, daß nun der Staat und die Stadt hintergangen sei, daß sie jetzt die Liegenschaften doppelt und dreifach hoch bezahlen müßten, als vordem und so weiter. Dabei übersah man durchaus, daß wahrscheinlich die Vorbesitzer auch keinen Pfennig billiger die Gelände hergegeben hätten, als Friedrich, dem natürlich noch gar kein Anerbieten vorlag. Die Directoren einiger Baubanken ärgerten sich, weil sie zu spät kamen und einige Großspeculanten erkundigten sich angelegentlichst nach ihrem neuen Concurrenten. Justizrath Baumert war, als er von dem Verkaufe erfuhr, in die Höhe gefahren, hatte sich dann aber beruhigt, weil er sich sagte, daß mit Friedrich jedenfalls leichter auszukommen wäre, als mit anderen Besitzern. Er für seine Person hätte die Speculation doch nicht machen können, und im Uebrigen wurde durch die Verschiebung des Vermögens Minna nur reicher, eine Eigenschaft, die für einen zukünftigen Gatten sehr vortheilhaft war. Als Zukünftigen wünschte er ihr seinen Verwandten Dr. Hans Krüger, von dessen Neigung zu Minna er übrigens noch keine Ahnung hatte. Die ungetheilteste Bewunderung, verknüpft mit blassem Neide, widerfuhr aber Friedrichs bei der Familie Keller und am Stammtische. Fräulein Clara Heger war ständiger Gast bei Minna schon acht Tage lang und ihre Schleifen, Rosetten und sonstigen Putzgegenstände nahmen alle möglichen Farben an. Um ihren Mund spielte das süßeste Lächeln und wenn sie dazu kommen konnte, Herrn Friedrich aus dem Ueberrock zu helfen oder ihm beim Anziehen behilflich zu sein, so war sie glücklich. An drei Tagen hintereinander sang sie eine Stunde lang die Lieder, von denen sie annahm, daß Friedrich sie gerne höre, so daß Friedrich seine Tochter bat, sie möge doch das unausstehliche Frauenzimmer nicht mehr hereinlassen. Minna lachte.

„Vater", sagte sie, „merkst Du denn gar nicht, daß sich bei ihr Alles um Dich dreht, daß sie ganz verliebt in Dich ist und daß sie Dich durchaus heirathen will."

„Die alte Schraube? Um Gottes Willen, was fällt denn der ein! Sieh zu, daß wir sie bald los werden."

So leicht war dies freilich nicht, dazu waren die Bande der Familien schon zu fest verknüpft. Sie sollten noch fester geknüpft werden. An einem Abend nach genossenem Schoppen faßte sich der Rechnungsrath ein Herz und erzählte auf dem Heimwege seinem „besten Freunde Friedrich", daß er gegenwärtig die Summe von tausend Mark dringend brauche und daß es ihn sehr schwer falle, ihn um diesen Betrag leihweise auf ein Jahr zu bitten. Friedrich war empfänglich gestimmt für diese Bitte. Man hatte gerade wieder am Stammtische ausgerechnet, um wieviel das Areal da draußen steigen müßte und hatte sich in colossalen Summen bewegt. Er sagte nach kurzem Bedenken Ja, und versprach, am nächsten Sonntag das Geld bereit zu halten. Diese Zuvorkommenheit wurde sofort nach dem Nachhausekommen der Rechnungsräthin mitgetheilt, die sich über die Möglichkeit der Zurückgabe keinen Skrupel machte, im Gegentheil sann sie in der Stille der Nacht darüber nach, wie es ihr Sohn Hugo einfädeln müsse, um Minna's Hand zu erhalten. Sie kam dabei auch auf die Rechnung, daß, wenn Friedrich ihre Schwester heirathe, ein großer Theil Vermögen ihrem Sohne verloren ginge und beschloß daher, Clara eine Heirath auszureden.

Am anderen Morgen saß die Familie Keller am Kaffeetisch beisammen. Frau Keller und Clara waren noch nicht angekleidet, sie besorgten das immer erst nach dem Reinemachen. Mathilde in ihrer verschwindenden Unscheinbarkeit war ganz in die Ecke

SLUB
Wir führen Wissen.